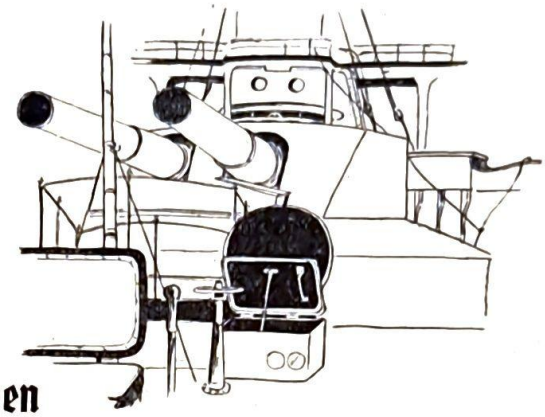


Vor Jütland grollen die Kanonen

Drohend wie Gewitterwolken dampfen zwei feindliche Schlachtflotten, zweihundertunddreißig Panzerschiffe gegeneinander an.
„Wegtreten", ist befohlen worden.
Auf dem Oberdeck klaren sie auf. Die Matrosen legen die Reling nieder, verstauen das Gerät und nehmen die Kappen von den Geschützen. Die blanken Mäuler der Kanonen ragen starr und tot in den Morgen hinein. Wir verschwinden wieder ins Zwischendeck, und die Malersgäste pinseln den Schornstein an.
Die dritte Wache hat die Leckposten schon besetzt. Wir harren unruhig und völlig ermuntert auf jede Meldung, die durch die Lecktelefone läuft.
„Hier backbord Zwischendeck. Spant 76—82."
„Alles klar?"
„Alles klar!"
Immerzu schreien die Leckposten ihre Meldungen durch Telefone und Sprachrohre. Unaufhörlich wird Parole abgefragt.
In der Funkerbude jagen die Meldungen durcheinander. Die hellen Funken knistern und sprühen leichte, summende Vorspiele zu einer großen Schlacht.
Plötzlich verändert sich das Gesicht des Leckpostens neben mir; es wird weiß und hart. Er sucht über das Panzerschott und hört auf das, was aus dem Sprachrohr leise und unwirklich herausklingt. Endlich faßt er sich und hebt die Hand. Wir müssen schweigen.
„Habe Hochseeflotte außer Sicht verloren. Bin im Gefecht mit britischen Kreuzern.
Peilen SO ...
Dringend ....
Bin vom Torpedo getroffen ...
Feindliche Zerstörer in SW ...."
Es ist eine Funkmeldung, die durch die Schiffe läuft. Wir haben gar keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, was hinter diesen abgerissenen Sätzen steht. Oben, in den Kasematten, schrillen schon die Bootsmannpfeifen durch die Decks, und die Sprachrohre wiederholen mit lauten Rufen:
„Alarm!"
„Alarm!"
„Alarm!"
„Befehl an alle!"

Oben, in den Rahen, steigen die Flaggen in die blaue Luft.
„Klar Schiff zum Gefecht!“
Und dann laufen wieder die dunklen Morsezeichen durch das Schiff, und die Unterwasserglocken beginnen Befehle auszusingen:
„Wendung ...
Treffenweise Wendung ...
Zwei Strich Backbord ...
Vier Strich Backbord ...“
Wir lauschen mit Spannung auf jedes Wort und suchen in unseren Gedanken nach einem Bilde, das alles erklären könnte; aber es ist zu wenig Zeit dafür. So wenig Zeit, nach diesem zweiunddreizig Monate langen, geduldlosen Warten.
„Alarm ... Alarm ... Alarm!“
Meldung jagt sich auf Meldung. Admiral Scheer hat seinen Entschluß gefaßt.
„Ran an den Feind ...“
Die Heizräume sind gefechtsklar. Kaum haben wir die Feuer übernommen, kommen neue Befehle.
„Admiral beabsichtigt, zweiundzwanzig Knoten zu laufen.“
„Los, los ... Oel in die Feuer!“
Admiral beabsichtigt, vierundzwanzig Knoten zu laufen.“
„Alle Maschinen dreimal äußerste Kraft voraus!“
Der Obermaat wiederholt die Maschinenbefehle durch alle Räume. Das Schiff beginnt stärker zu zittern in geheimnisvoller Erregung. Die Windmaschinen haben sich auf große Fahrt umgestellt, sie pfeifen und heulen. Die Pumpen stöhnen und schlagen.
„Poch ouuch ... Poch ouuch!“
Sie pochen mit unserem Herzschlag um die Wette. Ein neues Kommando durchrast das Schiff, klingt durch den Heizraum und wird von den weißen Feuern erbarmungslos verschluckt.
„Klar Schiff zum Gefecht!“
Einhundert Kilometer voraus liegen die Panzerkreuzer schon in der Feuerlinie der Briten. „Lützow“, „Derfflinger“, „Seydlitz“, „von der Tann“, „Moltke“, fünf schwere, drohende Schlachtkreuzer stehen sechs britischen gegenüber: „Lion“, „Tiger“, „Princeß Royal“, „Queen Mary“, „New-Zeeland“ und „Indefatigable“.
Admiral Hipper gegen Beatty.
Sechzehntausend Kilogramm Breitseitgewicht gegen vierundzwanzigtausend Kilogramm.
Auf der „Seydlitz“, dem Flaggschiff Hippers, hebt sich ein Signal empor: Blutrot, drohend. Das Signal „F. D.“
„Feuer eröffnen!“
In den Kasematten der Panzerkreuzer fallen die Blockscheiben, klingen die Befehle.
„Hundertundachtzehnhundert ...“
„Schieber rechts, zwozehn ...“
„Salve ... Feuer!“
Das grollende Echo der ersten Geschützsalven rollt über das Meer gen Jütlands Küste hin.
Schotten und Luken sind dichtgeschlagen. Nur durch die Sprachrohre können sich die Mannschaften untereinander verständigen. In halbdunkle

Stahlkammern eingesargt, von der Außenwelt abgeschnitten, so fiebern sie ihr Leben.
Die Kommandobrücken sind leer. Aus Panzertürmen heraus werden die Schiffsmannöver geleitet. Schwer und dicht hängen die geballten Rauchfahnen über dem Wasser. Fünfunddreißig Meter über dem Deck, im Krähennest, halten die Artilleriebeobachter Ausschau. Vom Feinde ist nichts zu sehen.
Die Telefone von der Funkerbude zum Kommandoturm, sind in ununterbrochener Tätigkeit. Der Funker notiert:
„Siebzehn Uhr drei ... ‚von der Tann' ... Haben Treffer auf ‚Indefatigable' ... ‚Indefatigable' kentert!"
Der Kapitän nimmt die Meldung an.
„Durchgeben!"
Der Läufer saust in die Leckzentrale, und die Meldung wird gestartet:
„‚Indefatigable' gekentert!"
Eintausendundsiebzehn Mann sind nicht mehr.
Neue Meldungen jagen heran. „Derfflinger" und „Seydlitz" haben die „Queen Mary" unter Feuer genommen.
„‚Queen Mary' ist in die Luft geflogen!"
Die Mannschaften in den Stahlkammern fiebern immer mehr. Wann kommen wir ran?
Die Panzerkreuzer sind schon auf Einhundertundzwanzighundert aufgelaufen
Der Schlachtreigen ist eröffnet.
Tief unten, zehn Meter unter der Wasserlinie der Schiffe, ist Höllenbetrieb in den Heizräumen. Zwischen Bunkerwänden und grünrauschendem Wasser eingekesselt werken Heizer: schweißig, verdreckt. Schwarze Titanen.
Sechzehn Kessel, sechsundneunzig Feuerlöcher, dreitausendzweihundert Tonnen Kohle, das ist ihre Arbeit: unmenschlich, unfaßbar, aber sie wird geleistet. Und die Maschinen laufen dreimal äußerste Kraft voraus. Zweihundertundsiebzig Umdrehungen in der Minute, vierundzwanzig Knoten in der Stunde, bei vierzehn Atmosphären Kesseldruck.
Pfeifen schrillen.
„Parole ..., Parole?"
„Friedrich der Große!"
„Achtung!"
Hein Moor hebt sich vom Feuer weg und hört sekundenlang die Rufe an. Er kommt wieder heran.
„Da hast du's, Jan, mein kleiner Zeh hat also recht."
Ich hatte keine Zeit zu antworten.
„Kohlen her, Kohlen!"
Der Purzelmann brüllt dem Oberheizer etwas zu:
„Ventilatoren!"
Durch das Sprachrohr klingen die Meldungen:
„Kurs Südost zu Ost!"
Vom Ingenieurstand kommen Arbeitsbefehle:
„Lenzpumpen anstellen."
Die Maschinenräume werden abgefragt.
„Steuerbordmaschine alles klar?"
„Zweihundertundsiebzig Umdrehungen!"

„Mittelmaschine?“
„Zweihundertundsiebzig Umdrehungen!“
„Zweihundertundsiebzig Umdrehungen!“
„Backbordmaschine?“
Der Leckposten schreit:
„Manometer ..., Manometer!“
„Fuftein!“
„Fuftein!“ wiederholt er und gibt die Meldung nach oben.
„Fuftein Atmosphären!“
Die Feuersignale brennen auf: Rot, grün, blau!
„Aufbrechen!“
„Alle Maschinen stopp!“
„Los doch ... Aschfälle dicht!“
Der Dampf steigt und steigt und zischt endlich durch das Sicherheitsventil.
„Alle Maschinen kleine Fahrt voraus!“
„Backbordmaschine stopp!“
Mittelmaschine einhundertundzwanzig Umdrehungen!“
Der Leckposten kann die Meldungen kaum noch aufnehmen. Sie häufen sich erschreckend.
„Alle Maschinen äußerste Kraft voraus!“
„Mensch, Jan, wir sind ran, paß auf, gleich gibt's Knallerbsen!“
Hein klopft dabei die Schaufel an die Schütte.
„Kohlen runter, Kohlen!“
Dann wischt er sich den Schweiß aus dem Nacken.
„Kaffeepott her!“
Der Trimmer bringt den Kaffee. Hein trinkt. Ich trinke. Alle trinken.
Der Obermaat wird unruhig, sieht das Manometer fallen und kommandiert:
„Aufbrechen!“
„Kurs Nordost zu Nord“, klingt es dazwischen.
„Aufwerfen“, brüllt der Maat.
Ich drehe mich vom Feuer weg und schiebe die Schaufel unter die leere Schütte.
„Möcht nur wissen, wo wir sind, kann doch nur nach Dänemark hinaufgehen, wie?“
Hein kommt zu keiner Antwort. Der Leckposten schreit neue Meldungen durch die Rohre:
„Turm Berta klar ...
Turm Cäsar klar ...
Turm Dora klar ...“
„Berta, Cäsar, Dora klar!“
„Parole?“
„Friedrich der Große!“
Hein Moor brüllt über alle Meldungen hinweg:
„Siehst du, Jan, jetzt geht's also doch noch los, halleluja!“
„Ran an die Feuer, sie sind noch nicht hoch genug. Dort ist ein Loch, Heizer Jan!“
Der Obermaat kontrolliert die Feuer. Er tut das aufgeregt und blaß.
„Der Dampf steht nicht mehr, mal ran, dalli, dalli!“
„Na, pedd di man bloß nicht uff'n Slips!“ brummt Hein.

Die Feuer rufen wieder. Der Obermaat treibt an:
„Los, dalli, dalli!"
„Hummel, Hummel", murmelt Hein Moor, aber dann sind wir schon wieder mitten drin in den Feuern mit unsern Schürstangen, brechen auf, wuchten und wühlen, daß die Flammen herausschießen, als ob sie aufbrüllen wollten und beißen und brennen bei dem derben Eingriff.
Plötzlich verstummen alle Meldungen. Eine kurze, stumme Pause bleibt im Heizraum zurück. Sie ist so stumm, daß wir nicht arbeiten können. Dann spricht eine andere, fremde Stimme aus dem Sprachrohr heraus:
„Krengung drei Grad ..."
„Entfernung Hundertachtzighundert ..."
„Schieber links, elleſ."
Das Sprachrohr schweigt. Die unheimliche, fremde Stimme klingt wieder in den aufhorchenden Heizraum hinein:
„Backbordseite Linienschiff voraus!"
„Zwanzig Knoten!"
„Salve ..., Feuer!"
Die Heizraumglocke läutet Alarm. Unbewegt stehen unsere gelben und roten Gesichter vor den Feuerlöchern. Nur die Augen glänzen lebhaft in dem grellen Scheine. Wir zählen alle mit:
„Einundzwanzig ..., zweiundzwanzig ..., dreiundzwanzig!"
Und in die Atemlosigkeit der Menschen im Raume knistert und prasselt das Feuer, bellt der erste Schuß hinein. Die Verkündung nahen Todes oder Sieges .
Die Detonation springt auf, wuchtet durch das ganze Schiff, es jumpt. Die Flurplatten krachen. Bilgewasser, heiß und fettig, spritzt auf, und dann saugen die Ventilatoren auch schon die Pulvergase herunter.
„Mensch, Jan, der hat gesessen!"
Hein Moor horcht noch in die Stille hinein, die dem wuchtigen Donner gefolgt ist, als wolle er den Einschlag hören. Dann rasselt wieder die unheimliche Stimme durchs Sprachrohr:
„Krengung vier Grad ..., Entfernung Einhundertundsiebenzighundert ..., Schieber links, sieben ..., Salve ..., Feuer!"
Die Glocke klingelt Alarm.
„Einundzwanzig ..., zweiundzwanzig ..., dreiundzwanzia!"
„Jetzt ..., du, jetzt greifen wir an!"
Die Salve blitzt auf. Es ist ein Augenblick der Helle in uns. Ein Ahnen wird munter. Aber dann fällt die Enge des stählernen Raumes wieder auf uns nieder wie die Nacht.
Der Leckposten schreit dazwischen durchs Telefon, immer nur die Parole. Dann kommen Fahrtbefehle:
„Alle Maschinen dreimal äußerste Kraft voraus!"
Moor läßt die Schürstange in den Aschfall sausen. Der Dampf sackt wieder einmal ab, wir haben keine Zeit mehr, an das Schießen da oben zu denken.
In den Bunkern ist nichts zu erkennen. Kohlenstaubgeschwängerte Luft erschwert das Atmen.
Die Trimmer arbeiten nackt.
„Was die wieder für Kohlen brauchen?"

Der Mann im Innenbunker ist unzufrieden, er zählt die Körbe, die herausgesaust kommen und ihren Inhalt in die Schütten leeren.
„Einundvierzig ..., dreiundvierzig ..., sechsundvierzig!"
„Die fressen wohl die Kohle, die Scheißers?"
Der Obermaat hat sich plötzlich in eine stille Wut hineingezählt; er läuft uns vor die Feuer und brüllt:
„Sind das weiße Feuer, Schietkerls? Los, aufwerfen, durchstoßen!"
Moor murrt, aber seine Worte gehen in einer anderen Stille unter, in die das Sprachrohr hineinklingt:
„Feindliches Linienschiff in Brand geschossen!"
Der Obermaat gibt die Meldung nach den Seitenheizräumen weiter, wir hören nur noch ein schwaches, eifriges „Hurra", und dann kommen wieder neue Kommandos für die Geschütze:
„Krengung drei Grad ... Entfernung hundertundzwanzighundert ... Schieber rechts, zwo ... Salve ... Feuer!"
Hart ist der Kampf. Brüllend, mit mächtiger Feuerlohe schleudern die Kanonen ihre Geschosse in den dunstigen Himmel hinein. Die Flotte kommt näher an das feindliche Gros heran. Heulend, alles vernichtend, fahren die Granaten durch die Takelung. An der Signalrah flattert ein Signal hoch.
Britische Zerstörer greifen an.
Die deutschen Torpedoboote jagen heran; sie müssen den Angriff abwehren und tauchen unter in den dicken Schwaden Pulverrauches. Nur das ferne Heulen ihrer Turbolüfter ist noch zwischen dem Geschützfeuer zu hören. Ich sehe, wie unter den Garben der Geschosse die britischen Zerstörer heranjagen und versinken. Ein einziger Meridian der Erde kann also den Ruhm von Jahrhunderten aufnehmen.
Das Signal geht nieder. Stickiger Nebel beginnt zu gären. Meldungen laufen ein.
„Britischer Zerstörer ‚Nomade' sinkt."
„‚Nestor' auch!"
Und dann schweigen die Funker einige Sekunden, bevor eine neue Meldung durch das Schiff gegeben wird:
„‚Torpedoboot V 27' beim Gegenangriff verloren!"
„‚V 2' auch!"
Die Menschen in den Stahlkammern schweigen. Haushohe Fontänen gischten auf und färben sich ziegelrot im Mündungsfeuer der Geschütze. Wie ein fressendes Feuer, so schwärt dieser Krieg. Reihenweise fallen die Granaten ins Meer und schichten es zu weißschäumenden Bergen auf. Es regnet Stahl. Immer mehr, unaufhörlich.
„‚Malaya' brennt!"
„Kurs ist Nord", lautet der Antwortbefehl auf diese Nachricht. Kreuzer greifen an.
„‚Chester' sinkt!"
Die „Wiesbaden" morst herüber: „Haben Treffer in der Maschine!"
Rechts voraus treibt das Schiff. Niemand kann, niemand darf helfen. Es ist Krieg.
Drüben, in der Ferne, liegt eine finstere Wolkenbank auf dem Wasser, aber dahinter brennt die Schlacht, brummen Kanonen ihr eisernes Lied. Geschosse und Schiffe pflügen das Meer. Der Himmel verhängt sich dichter mit Pulverdunst. Gischtfontänen sprühen kalt über den Bug.

Der ganze Jammer dieser Jahre rinnt durch die Speigatten hinab ins Meer.

Jetzt greifen die zweite, sechste und neunte Torpedoflottille an. Elegant und sicher jagen die schwarzen Boote durch unsere Feuerlinie, als wären sie auf dem Uebungsplatz vor der Kieler Bucht. Sie wollen das feindliche Gros angreifen. Dem anstürmenden Drucke dieser schwarzen Schar, die ihre Torpedos über die Reling schnellen lassen, weicht die feuerspeiende Mauer der britischen Schiffe, ein Ausweg öffnet sich. Die Flotte stößt sofort nach und dampft aus der engen Umklammerung britischer Geschütze.

„‚Kaiserin' hat ‚Warspite' wundgeschossen."

Vor der feindlichen Schlachtlinie kreiselt das Schiff, steuerwund geschossen. Es dreht in den Wind wie ein verwundeter Meervogel, bengalisch beleuchtet vom Flammenmeer der eigenen krepierenden Kartuschen. Wenn die „Warspite" abgeht, müssen achthundert britische Matrosen mit hinunter.

Im Feuer der Geschütze, im Wirbel des schwarzen Pulverdampfes ist nichts mehr zu erkennen. Es gibt keine Sicht mehr. Wir sind nur noch auf die aus dem Aether kommenden Meldungen angewiesen.

„Derfflinger ... Derfflinger ... Derfflinger?"

Derfflinger antwortete nicht. Im vorderen Panzerturm werden sie unruhig. Immer wieder muß der Funker rufen.

„Derfflinger ... Derfflinger?"

Die Funken ziehen ihre Wellenkreise durch den Aether, rufen hundert, zweihundert, tausend Seemeilen weit nach dem Schiffe. Helgoland, Hamburg, Nauen, überall hören sie den suchenden Ruf und können nicht antworten.

Ist „Derflinger" nicht mehr?

Die Funken knistern, leuchten auf, dann kommt ganz schwach und matt eine ferne Meldung aus dem Aether heraus.

„Derfflinger antwortet nicht ... F.T.-Anlage zerschossen."

Die Männer im Panzerturm werden wieder sicherer in ihren Befehlen. Ein Hilferuf läuft ein.

Die britischen Kreuzer „Defence", „Warrior", „Blackprince" trommeln auf der hilflosen „Wiesbaden" herum; da muß etwas geschehen, sonst versinkt das Schiff, sterben sechshundert Kameraden.

Der Kommandant sieht nach der Uhr. Es ist neunzehn Uhr dreißig. Vor drei Stunden erst hat diese Schlacht begonnen.

Der Admiral nimmt dem Läufer die Meldung ab. Er gibt sie dem Kommandanten.

„‚Defence' ist in die Luft geflogen!"

Die Hilferufe der „Wiesbaden" wurden gehört.

Das Geschwader wendet sich neuen Manövern zu.

Im Mittelschiffsheizraum ist noch alles klar. Moor feuert die Kohlen unter die Kessel, daß die Wände brummen. Der Obermaat gibt Meldungen weiter. Plötzlich heult es im Windschacht auf, als seien alle sieben Teufel der Hölle los. Eine Explosion springt auf, betäubend, erstickend. Moor fährt herum und sieht mich an.

„Du, was war denn das?"

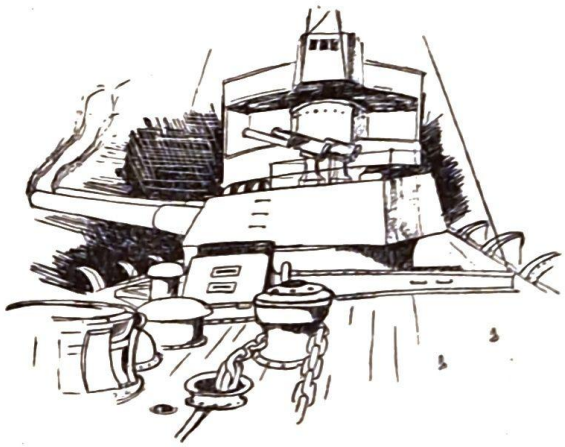
Ich muß mit den Schultern zucken.

„Schornsteintreffer vielleicht!"

„Sieh dir den Trimmer an, der zittert wie ein Sülzkotelett."
Moor deutet auf ihn.
„Schornsteintreffer achtern!"
Das Sprachrohr verstummt.
„Mensch, Jan, vielleicht saufen wir noch ab!"
Hein Moor sagt das so hin, als wollten wir ans Land gehen.
„Mach keine Witze jetzt, Hein!"
„Soll ich vielleicht in die Hosen ...?"
Der Obermaat hat sich erholt bei unseren Worten. Er reißt die Pfeife aus dem Sprachrohr nach dem Steuerbordheizraum und flötet hinüber:
„Steuerbordheizraum klar?"
Keine Antwort.
„Hallo!"
Wieder keine Antwort. Eklig brauner Rauch schleicht aus dem Rohre heraus. Der Obermaat muß husten.
Da ... wieder ein furchtbarer Schlag; wir fliegen gegen die heißen Kesselwände. Der Trimmer schreit irrsinnig:
„Einschlag!"
Wir werfen uns auf die Flurplatten undheben die Gasmasken vor die Gesichter.
Das Licht verlöscht.
Wir reißen die Feuerlöscher auf. In gespenstigem Licht der blakenden Flammen erkennen wir alles klar. Der Heizraum ist unversehrt. Wir stehen auf. Das Licht springt auf. Dick wie Milch steht der Schweiß auf unseren gedörrten Gesichtern. Der Obermaat sucht wieder die Verbindung nach dem anderen Heizraum.
„Hallo! Steuerbordheizraum, alles klar?"
Nichts antwortet. Der Maat versucht es immer noch einmal. Der Dampf beginnt abzusacken. Immer tiefer fällt das Manometer. Der Obermaat muß zum Ingenieurstand melden:
„Steuerbordheizraum im ersten Stock ausgefallen." Keine Antwort.
Von oben wird nun die Meldung wiederholt. Dann müssen wir wieder schuften. Was nebenan vorgeht, wissen wir nicht.
Der Dampf fällt. Der Dampf, dieser gewaltige und starke Atem der Schiffe. Also los, an die Feuer. Hoffen wir das Beste für die Kameraden drüben, von denen uns nur eine Panzerwand trennt.
„Hast du gesehen, vorhin? Der Rekrut wurde weiß wie 'n Sechserkäse."
Ich hatte nichts gesehen, ich hatte mit dem Feuer zu tun.
Oben wird der Notausgang aufgeschlagen.
„Wer will denn da so schnell herunter?"
Der Obermaat geht nach der Mitte des Heizraumes und sucht zwischen Grätings und Leitern einen Blick nach oben zu bekommen. Salbenhengste sind es, die herunterkommen, um denen drüben im anderen Heizraum zu helfen.
Die Feuersignale leuchten auf: Rot, blau, grün. Vom Sprachrohr her kommt eine dunkle Stimme:
„„Warrior' schert aus!"
„„Seydlitz' Fühlung mit dem Feinde verloren!"
Wir müssen an die Feuer, immer an die Feuer und können nicht an

Ablösung denken.
„Du, das ist der Krieg. Ein anderer Herr, wie?"
„Der Herr überhaupt."
Hein Moor schweigt.
„Aber seine Knechte sind nie Krämer geworden!"
„Und das ist gut, nicht?"
Achteraus scheren Linienschiffe aus der Kampflinie. Wund geschlagen hemmen sie nur die stampfende Fahrt der Geschwader, die inzwischen auf zehn Kilometer Distanz aufgelaufen sind. Meldungen häufen sich und kreuzen in unerhörter Fülle, wie sie selbst ein gut funktionierendes Manöverhirn sich nicht auszudenken wagte. Die Funken bellen wie Maschinengewehrfeuer durch den Aether. Es ist ein wirres Durcheinander.
„‚Derfflinger', ‚Lützow' schießen sich ein!"
„‚Invincible', das Flaggschiff des britischen Admirals Hood bricht auseinander!"
„Invincible", der stolze Sieger von Falkland, sinkt, und nichts ist von seinem Ruhm geblieben, nur Rauch, Gase und schwarze, wirbelnde Flocken.
„Invincible" sinkt, das heißt eintausendunddreißig Tote.
Die deutsche Schlachtflotte fährt ein neues Manöver. Blutgeruch säumt die feuchte Luft der Schiffe. Das Manöver ist wie ein Zurückfluten; aber nach zwölf Minuten banger Fahrt gibt Admiral Scheer neuen Befehl. Die Flotte schwenkt. Hundert Schiffe wenden den Kurs und stoßen wie Falken auf das Gros der britischen Schlachtflotte nieder. Die Kanonen brüllen ihren Aufstand über das weite Meer. Die „Grand Fleet" hat sich inzwischen in einen Feuerkreis eingewickelt, und dreihundert schwere Geschütze feuern herüber. Die schweren Geschützrohre senken sich nach jedem Schuß. Ihr Atem steigt giftig aus den Mündern und mischt sich mit dem feuchten Dunst des aufgewühlten Meeres.
„‚Lützow' feuert nicht mehr."
„A. D. ... ‚Lion' brennt!"
„‚Seydlitz', ‚Turm Cäsar', ‚Dora' ausgefallen!"
Blutrote Fetzen flattern noch an einigen Rahen. Reste des ersten Feuerbefehls, den Admiral Hipper 16 Uhr 48 gab.
Sechshundertundzwanzigtausend Tonnen Schiffsraum prallen auf neunhundertundachtzigtausend Tonnen auf. Einundzwanzigtausend Tonnen Geschoßstahl gegen vierzigtausend Tonnen. Kohle, Stahl, Oel, Distanzen Nitrozellulose und ein Armeekorps schwitzender Menschen, das ist die Schlacht, die diesen Strich der Erde für immer berühmt machen wird. Ungeheuern Fackeln gleich leuchten die Flammen aus tausend Feuerschlünden dieser Schicksalsstunde der deutschen Schlachtflotte.
Die Geschwader manövrieren. Die Luft schmeckt überall nach Brand und Tod. Jellicoe denkt an Trafalgar.
„Erinnert euch der Ueberlieferungen des glorreichen 1. Juni. Rächt Belgien!", so flattert sein Kampfspruch an den Rahen der feindlichen Schiffe.
Admiral Scheer antwortet; auf „Friedrich der Große" hebt sich ein Signal in den Wind:
„Richard neun!"
Die Signaloffiziere übersetzen auf den Schiffen:

„Kreuzer, ran an den Feind!"
Und fast zugleich brechen die Torpedoflottillen durch. Die sechste, dritte und neunte Flottille sind schon ran an den Feind, sausen durch die Geschwaderlinien hindurch und torpedieren. Die Wogen, das Meer teilen sich wieder und speien neue Gischtfontänen himmelhoch gegen die Schiffe, denen der todbringende Atem nicht mehr auszugehen scheint. Auch die britische Gefechtslinie kann nicht mehr gehalten werden unter dem stählernen Druck der deutschen Flotte. Der Angriff wird mit aller Härte und allen Hoffnungen geführt.
„„Rostock'! ... Torpedotreffer ... sinken!"
„„Elbing' verloren ..."
„„Pommern' torpediert ... sinkt!"
Die Verluste häufen sich, aber der Feind muß seine Stellungen aufgeben, muß sich auflösen.
„„Frauenlob' ist abgekommen!"
„Feindliche Kreuzer trommeln auf ‚Frauenlob' herum!"
Der kleine Kasten wehrt sich tapfer und sinkt.
„„Frauenlob' ... Manneslob!"
Schon sinken im Feuer der Mittelartillerie die Flottillen der graugrünen, feindlichen Boote, die zum Gegenangriff angesetzt hatten. Und auf beiden Seiten wird die Rechnung kühler, einfacher. Fünf Panzerkreuzer gegen drei!
Es dunkelt. Die Schlacht muß abgebrochen werden.
Hier und da blitzen noch aus dunklem Himmel einige Feuersalven herüber, aber dann verstummt allmählich das grollende Echo der Geschütze, die Schiffe suchen ihren nachtschwarzen Weg und fahren in andere Stellungen hinein ...
Die Flotte stampft südwärts.
Als sie die neue Wache auspurren, geht der Anker endlich zu Grund.
Und drüben, hinter dem Deiche, läuten Glocken einen Sieg ein:
Den Tag von Skagerrak!



Der Held

Mein junger Kamerad ſitzt ſtill an meiner Seite und ſieht vor ſich hin. Er hat den Stahlhelm abgeſetzt und das verwirrte Blondhaar fällt ihm über die weiße Stirn, an der die ſonnenbraune Haut mit hartem Strich einſetzt, wie ihn Helm und Mützenrand auf die Soldatengeſichter zeichnen. Wir warten. Kein Schuß iſt mehr aufs Dorf gegangen. Es liegt in der Stille, die über ſeinen Trümmern iſt. Es iſt eine wartende Stille. Wir ſind ſchon mehr als eine halbe Stunde in dem Keller. Zwanzig Minuten wollen wir noch warten, bevor wir vom Start an der Kellertreppe über den Dorfplatz jagen.

Ich lehne ein bißchen döſig den Kopf an die Mauer. In meiner Hand iſt das gleichmäßige Ticken der Uhr. Der junge Teleſoniſt ſitzt mit grübelnden Gedanken da. Er hat die Stirn in beide Hände geſtützt und ſieht auf das Gerümpel des Kellerbodens, ohne es zu ſehen, nur in die Ferne ſeiner Gedanken ſchauend.

Ich ſpreche mit ihm. Er iſt Oberrealſchüler in Stuttgart geweſen, bis man ihn zum Kommiß holte. Im Frühjahr hat er noch die Schulmappe getragen. Ich kenne ſogar einen von ſeiner Klaſſe und kenne manche Lehrer, die er gehabt hat. Ein alter Klaſſenwitz wird noch einmal aufgeweckt. Wir lachen darüber. Wie fern iſt das doch alles! So weit hinter uns, wie eine andere Welt, in der wir wie in einem anderen Leben lebten.

Die Uhr in meiner Hand tickt unaufhaltſam ihren Gang. Der rückende Zeiger hat etwas Gewaltſames, etwas Unabänderliches. Fünf. Minuten noch, dann laufen wir los.

Soll ich ihn zuerſt über den Platz ſchicken und dann hinterherlaufen ....?

Nein, das will ich nicht tun. Ich bin der Vorgesetzte, also ist es an mir, vorauszugehen.
„Du, paß mal auf", sage ich. „Wir laufen nicht gleichzeitig, daß die Bewegung nicht so auffällt. Ich laufe zuerst los, und wenn ich fünfzig Meter weit bin, also dort bei dem Graben, dann läufst Du mir nach, was Du laufen kannst. Hast's verstanden?"
„Ja".
Er setzt seinen Helm auf und macht die Gasmaske fest.
Ich gehe zum Kellereingang. Meine Ohren lauschen hinaus nach den Granatbahnen. Jetzt bücke ich mich und laufe aus dem Kellerdunkel über den sonnenhellen Platz, als husche ein Schatten darüber. Kein Schuß ist in der Luft. Ich bin am Graben. Ich winke. Jetzt muß er nachfolgen. Warum kommt er nicht? Ich winke zurück. Herrgottsakrament! Ich höre etwas in der Luft pfeifen. Ich bin schon in der Dorfstraße. Die Luft saust wie von einem gewaltigen Hieb. Ein Kellerloch dunkelt vor mir.
Hinein! Da ist Deckung!
Der Luftdruck springt mich an wie ein Tier und schmeißt mich hinunter. Vor meinen Augen ist rotes Feuer.
Ich liege unten an der Kellertreppe. Meine Glieder sind wie taub geschlagen. Ich biege sie hin und her. Sie bewegen sich noch. Ich bin noch heil.
Droben auf der Straße kracht's wieder auf. Ein Splitter surrt durchs Kellerloch, schlägt schräg an die Wand. Dann ist es wieder still.
Ich warte. Wo ist mein Kamerad? Er muß hier an dem Keller vorbeikommen. Warum kommt er nicht?
Ich warte. Er will immer noch nicht kommen. Es ist halt nichts mit den ganz jungen Leuten. Es ist noch kein Verlaß auf sie. Vielleicht hockt er in einem Loch drin und traut sich nicht mehr heraus.
Blödsinnig! Da muß ich nochmals auf den eingesehenen Dorfplatz zurück und nach ihm suchen.
Zögernd steige ich die Kellertreppe hinauf. Ich ducke mich in den Mauerschatten der Häuser. Hier ist der Dorfplatz. In dem verwehten Staub ist ein frischer dunkler Fleck, wie ein großer Teller. Dunkle Flecken führen von ihm weg auf einen Kellereingang zu.
Was ist das?
Es fährt mir etwas an die Kehle. Das ist ja frisches rotes Blut, das in der Sonne hell aufleuchtet, bis es der trockene Staub vollends in sich schluckt. Eine blutige Fährte weist die Kellertreppe hinunter. Blutiger Tapfen an Tapfen.
Unten liegt mein Kamerad.
Mit einem Sprung bin ich bei ihm.
„Mensch, was ist mit dir?"
Er deutet auf seinen Fuß. Die Hose ist blutdurchtränkt. Der schillernde rote Saft läuft in dünnen Brünnlein heraus. Ich greife nach dem Fuß. Er liegt mir in der Hand, als ob ich ihn vom Körper genommen hätte. Ich streife den blutstarrenden, zerfetzten Strumpf herunter. Der Fuß ist wie mit einer Axt abgeschlagen. Über dem Knöchel sitzt der blutquellende Hieb in dem zerfetzten, zuckenden Fleisch, aus dem der Knochen weiß wie ein zersplittertes Stück Holz hervorragt. Der ganze Fuß hängt nur noch mit einem Lappen Fleisch, so stark wie ein Finger, an dem Strumpf des Beins. Der Fuß ist verloren, das ist klar. Das weiß auch mein Kamerad,

der mit weißgewordenem Gesicht auf der steinernen Kellertreppe liegt.
„Nimm Telefondraht", sagt er mit beherrschter Stimme, „und drehe das Blut ab."
„Sieh mal, was ich am Kopf habe", sagt der junge Kamerad, immer noch mit einer merkwürdig gefaßten Stimme.
Unter dem linken Ohre zieht sich ein roter Strich am Hals entlang. Er hat kein strömendes Blut und ist schon zugekrustet.
„Du, das lassen wir, da ist ein Splitter bloß vorbeigegangen."
Ich sehe wieder nach dem abgeschossenen Fuß. Es hat sich doch wieder etwas Blut herausgedrückt und in kleiner roter Lache auf dem Boden gesammelt. Ich ziehe den Telefondraht nochmals fester an. Ich sehe dem Verwundeten ins Gesicht, wie ich den Telefondraht zuziehe und ihm Qual schaffe wie ein mittelalterlicher Folterknecht. Sein Gesicht ist gespannt. Aber kein Laut des Schmerzes entfährt dem geschlossenen Mund.
Die hohe Kellertreppe herunter fällt das Licht. Es funkelt in stehenden roten Lachen.
„Wie bist du bloß da herabgekommen?" frage ich.
„Ich weiß es nicht", sagt er. „Vielleicht bin ich gekrochen".
„Wie fühlst du dich jetzt? Geht's so mit dem Fuß oder soll ich ihn anders legen?"
„Nein, es geht schon so", sagt er mit einem dankbaren Lächeln, das mehr in seinen Augen ist als in dem zusammengepreßten Mund.
„Herrgott, daß es dich hat erwischen müssen! Warum bist du mir nicht gleich nachgelaufen, wie ich's gesagt habe?"
„Ich weiß, daß ich unter der Türe gezögert habe. Ich wußte ganz bestimmt, auf dem Platz da draußen passiert jetzt etwas, aber dann bin ich doch gelaufen, weil ich mich schämte."
„Aber zu spät."
„Ja, zu spät", sagt er.
Sein Gesicht ist ganz weiß und blutleer, nur die hellblauen Augen leben wie zwei Fenster, hinter denen das letzte Licht ist.
Mich faßt eine Angst. Ich weiß, solche Verwundungen können gefährlich sein. Man unterschätzt den Blutverlust.
Draußen auf dem Dorfplatz krachen wieder ein paar Granaten. Er zuckt ein bißchen zusammen, als wollte er sagen, da sind sie schon wieder, ist aber gleich wieder still. Seine blauen Augen leuchten herüber, als habe sich jetzt alles Leben nur noch in sie gedrängt.
„Du", sage ich zu ihm, „wenn ich in Urlaub fahre, gehe ich zu deinen Eltern und sage, daß du im Lazarett bist, und daß es nicht so schlimm ist, daß sie sich keine unnötigen Sorgen machen. Gelt, das wär' dir doch recht, da erschrecken sie nicht so. Darfst mir nur sagen, was ich ausrichten soll."
Das Leben in dem weißen Gesicht kehrt zu den Lippen zurück. Sie öffnen sich zu den stoßenden Worten:
„Du, da nimm ihnen meine Uhr und Brieftasche mit."
Seine Augen sehen mir forschend ins Gesicht, ob ich ihn verstehe. — Er rechnet also nicht mehr mit dem Leben.
„Du, nein, das mach ich nicht, die brauchst du doch selbst im Lazarett . . ."
Wie er so still und ergeben daliegt! Die Sonne spielt mit einem schüchternen Strahl in dem blonden Haar. Kein Laut des Schmerzes wird in seinem Munde wach, und wie mögen die Nerven in den Wunden rasend zucken! Es ist ja nicht möglich, daß er nicht schreit.

„Du, wenn du schreien willst, so schrei doch. Du mußt ja schreien."
„Ich schreie nicht", sagt er.
Der dunkle Keller mit den Sonnenbahnen ist fast wie ein Kirchenraum. Der zuckende Körper vor mir hat seine Qual am Kreuz und die Seele sieht aus den blauen Augen schon nach ihren Wegen aus. Das Gesicht ist überklar und der Mund geschlossen. Kein Schrei der Verzweiflung bricht ihn auf. Über allem ist die Klarheit und die Ruhe einer großen Stunde, die jeden Schmerzenslaut als armselig verstummen läßt.
Ich muß ihm etwas sagen. Ich sage ihm, daß ich ihn bewundere.
Er lächelt dazu. Das Lob der Welt berührt ihn noch von ferne, wie etwas, das unendlich gleichgültig ist.
Draußen auf dem Dorfplatz springen schmetternd die Granaten, aber sie müssen draußen bleiben, als gehörten sie nicht mehr hierher.
Aber mich faßt eine Angst. Ob er vielleicht doch noch zu retten ist?
„Du, ich lasse dich allein. Ich hole Sanitäter. Also, ich bin gleich wieder da."
Zwischen zwei Aufschlägen, durch die verzischenden Splitter rase ich über den Dorfplatz, springe über die Blutlache, daß mein Fuß sie nicht schändet und stürze die Straße hinunter. Ich laufe übers Feld. Dort in dem Wäldchen habe ich einen Sanitätsunterstand gesehen. — Da ist er.
„He! Kommt mit! 's ist einer schwer verwundet." —

Da liegt er ganz still.
„Wie geht dir's?" frage ich.
Antwortet er noch? Die Lippen bewegen sich:
„Danke. Es geht schon."
„Vorsicht! Langsam die Treppe hinauf!"
In raschem Schritt jetzt über den Dorfplatz weg. Kommt kein Schuß? Wir sind in der Straße, sind an den letzten Häusern. Wir sind ganz eingesehen. Da gurgelt es heran. Die Sanitäter ziehen die Köpfe ein. Über dem Straßenrain zerkrachen zwei Einschläge und streuen die Erde eines verlassenen Gartens herüber. Ich balle die Faust.
Wir können keine Deckung suchen, mit der schwankenden Bahre uns nicht verkriechen. Wir können nicht laufen und den Verwundeten wahnsinnig vor Schmerzen machen, ihn vielleicht töten. Wir gehen mit ruhig raschen Schritten zwischen Gartenmauern hin und dann auf einen Feldweg. Da vorn bei den Bäumen ist ein Unterstand, dort ist ein Arzt. Ein rotes Kreuz steht in weißem Feld. Da ist der Eingang. Vorsichtig schieben wir die Bahre hindurch. — —
Fertig! —
Ich sehe noch einmal in das stille Gesicht. Die blauen Augen sehen mich unverwandt an. Dann sagt der blutleere, dünne Mund:
„Du, gehe zu meinen Eltern und erzähle es ihnen."
Ich verspreche es. Ich ergreife die weiße, kalte Hand. Fast hätte ich sie an meine Stirn gedrückt. Ich halte sie noch und fühle, wie ich dem wortlos Duldenden Freund geworden bin.
Da trägt man ihn hinweg. Der Mund, der die Gedanken einer jungen, großen Seele gesprochen hatte, schließt sich ohne Schmerzenslaut für immer, als habe einer ein Siegel darauf gedrückt. Die blauen Augen starren glanzlos in den Himmel, bis die Träger merken, daß sie einen Toten tragen.